

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Tarde, Gabriel
Monadologie und Soziologie

Aus dem Französischen von Juliane Sarnes und Michael Schillmeier. Mit einem Vorwort
von Bruno Latour und einem Nachwort von Michael Schillmeier

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1884
978-3-518-29484-0

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1884

Das Werk des französischen Soziologen und Philosophen Gabriel Tarde gehört zu den internationalen Wiederentdeckungen der letzten Jahre. Nach seinem Hauptwerk *Die Gesetze der Nachahmung* liegt nun auch seine außergewöhnliche Programmschrift *Monadologie und Soziologie* erstmals in deutscher Sprache vor. Im Jahre 1893 erschienen, stellt *Monadologie und Soziologie* die wohl konsequenteste wissenschaftstheoretische Weiterentwicklung der *Gesetze der Nachahmung* dar. In einer erstaunlichen Interpretation der leibnizschen Monadenlehre wird die außerordentlich aktuelle sozialtheoretische Relevanz von Tardes Werk sichtbar. Das Vorwort von Bruno Latour, der in seinen Schriften immer wieder Bezug auf Tardes Arbeiten nimmt, unterstreicht die Bedeutung von Tardes Denken für die zeitgenössische soziologische Forschung.

Gabriel Tarde (1843-1904) war Professor für Philosophie am Collège de France in Paris.

Bruno Latour ist Professor an den Sciences Po und am Centre de Sociologie des Organisations in Paris.

Michael Schillmeier lehrt Soziologie und Science and Technology Studies am Institut für Soziologie der LMU München.

Juliane Sarnes ist Diplom-Soziologin und zur Zeit postgraduate Studentin an der London School of Economics and Political Sciences.

Gabriel Tarde Monadologie und Soziologie

Aus dem Französischen von Juliane Sarnes
und Michael Schillmeier

Mit einem Vorwort von
Bruno Latour
und einem Nachwort
von Michael Schillmeier

Suhrkamp

Der Text erschien erstmals 1893
unter dem Titel »Monadologie et sociologie«
in der *Revue Internationale de Sociologie*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1884

Erste Auflage 2009

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt 2009
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-29484-0

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Inhalt

Bruno Latour

Eine andere Wissenschaft des Sozialen?

Vorwort zur deutschen Ausgabe von Gabriel Tardes

Monadologie und Soziologie

7

Gabriel Tarde

Monadologie und Soziologie

17

Michael Schillmeier

Jenseits der Kritik des Sozialen – Gabriel Tardes

Neo-Monadologie

109

Bruno Latour

Eine andere Wissenschaft des Sozialen?

Vorwort zur deutschen Ausgabe von Gabriel Tardes

Monadologie und Soziologie

Man kommt nicht umhin, es festzustellen: Der vorliegende Text ist ausgesprochen seltsam. Ich gestehe gern, dass ich an eine Farce glaubte, als man ihn mir das erste Mal zu lesen gab. Welches soziologische Buch spricht schon von Sternkonstellationen und Mikroorganismen? Wer würde wohl China mit einem flachen, weitläufigen Körper vergleichen? Oder spräche im selben Atemzug von Leibniz und Darwin? Wer würde die spekulativste Philosophie an Beispielen der Nachahmung der Oberklassen durch niedrigere Klassen erläutern? Wer würde die Ontologie auf dem *Haben* statt dem *Sein* begründen wollen?

Wie alle französischen Leser Durkheims empfand ich bei der Lektüre der vernichtenden Anmerkungen in *Der Selbstmord*¹ für Gabriel Tarde so etwas wie Mitgefühl, Mitgefühl für einen Verlierer in der Geschichte der Wissenschaften. In diesem Gespinnst von Seltsamkeiten sah ich zu Anfang nur einen weiteren Beweis dafür, dass die Wirklichkeit rational ist und dass jene, welche von der Geschichte ad acta gelegt worden waren, es auch nicht besser verdient haben. Alles an diesem Text bestätigte in meinen Augen, dass man sich hier in die Kinderstube der Sozialwissenschaft befindet, in einer Zeit ehe diese sich schließlich durch einen radikalen epistemologischen Bruch als positive Wissenschaft etablierte und mit hoher erhobenem Haupt »ins sichere Fahrwasser der Wissenschaft« gelangte. »Sehr gut«, sagte ich zu dem französischen Herausgeber, der diese Kuriosität wieder-auferstehen lassen wollte, »die Veröffentlichung dieses kurzen

1 Vgl. Émile Durkheim, *Der Selbstmord*, aus dem Französischen von Sebastian und Hanne Herkommer, Frankfurt/M. 1983.

Textes wird sicherlich die Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts verständlicher machen.« Ich dachte nicht einen Augenblick daran, dass er im 20. Jahrhundert dazu beitragen könnte, die Soziologie neu zu begründen.

Doch ich täuschte mich. In diesem 1893 veröffentlichten und 1895 in den *Essais et mélanges sociologiques* erneut publizierten Text umreißt Tarde auf rasante Weise eine Alternative zu dem, was für ein ganzes Jahrhundert zum vorherrschenden Paradigma in der Soziologie werden sollte. Einhundert Jahre später meldet sich dieser in Vergessenheit geratene Seitenweg nun in seiner ganzen außerordentlichen Frische und Richtigkeit zurück. Wenn er auch im 20. Jahrhundert eine totale Niederlage erdulden musste und keinerlei Bedeutung hatte, nichts wird ihn im 21. Jahrhundert daran hindern, seine ganze Wirkungskraft zu entfalten.

Im Dezember 1903 bot Émile Durkheim in einer Debatte vor der École des Hautes Études Sociales dem um 15 Jahre älteren Professor des Collège de France, Gabriel Tarde, die Stirn. Dieser stand damals – im wahrsten Sinne des Wortes – mit einem Bein im Grab. Kaum ein Jahr später starb er im Alter von 61 Jahren, und sein Ansehen, wenngleich beachtlich, überlebte den Ersten Weltkrieg nicht. Denjenigen, die dieser Debatte beigewohnt hatten, war völlig klar: Es handelte sich um den Kampf der endlich etablierten Wissenschaft des Sozialen gegen die Prosa. Des zwanzigsten Jahrhunderts gegen das neunzehnte. Durkheim hatte gewonnen. Tarde lag k. o. am Boden. Selbst wenn Tardes Werke über die Nachahmung, die öffentliche Meinung und die Kriminologie weiterhin die Sozialpsychologie inspirierten und der Kommunikationswissenschaft als Quelle dienten, in der Soziologie erinnerte man sich an sein Werk nur als den missglückten Versuch, der Individualpsychologie jenen Platz zu geben, der rechtmäßig »der Erklärung durch das Soziale« zukam. Dieser Vorwurf mag zwar ganz und gar ungerecht sein – Tarde glaubte keineswegs an die Individualpsychologie, welche er *Intrapsychologie* nannte, sondern einzig an die *Interpsychologie*,

das heißt die Soziologie – er wird dennoch von Lehrbuch zu Lehrbuch unverändert weitergegeben.

Es handelt sich um ein vollständiges Missverständnis zwischen den beiden Soziologen: Durkheim beschuldigt Tarde des Psychologismus und Individualismus, während dieser sich schlicht weigert, den Gegensatz von Individuum und Gesellschaft anzuerkennen, der das ganze Jahrhundert beherrschen wird. Er hält diesen Gegensatz für vollkommen unfruchtbar, weshalb er es ablehnt, in ihm auch nur den Ansatz einer Lösung zu sehen. In Wirklichkeit gibt es für ihn weder Individuum noch Gesellschaft. Der Soziologe soll vielmehr seine Aufmerksamkeit auf ein ganz anderes Phänomen lenken, das niemals die obligatorischen Kategorien des »Sozialen« oder des »Psychologischen«, von »Makro« oder »Mikro«, der »Struktur« oder des »Elements« durchläuft. Dieses Phänomen, das er »Nachahmung« nennt, definiert sich durch Kontaminationen, durch die Vermittlung von Einflüssen, Wellen, Wiederholungen, Unterschieden und Expansionen, ohne dass man es je wirklich mit dem Sozialen oder Individuellen zu tun bekommt. Tarde lehnt von vornherein die Zutaten ab, die Durkheim verwendet, um seine Erklärungen des Sozialen zuzubereiten. Die Gesellschaft erklärt nichts, sie ist nicht das Äußere der Individuen, welche übrigens auch nicht existieren... Und darüber hinaus beschränkt sie sich auch nicht auf den Menschen. Man sieht deutlich, dass Durkheim und Tarde nicht übereinkommen konnten. Eine der beiden Soziologien war zu viel!

Aber auch wenn Tarde (vorübergehend) verloren hat, wollen die Wetteinsätze wohlbedacht sein: Bei dieser Begegnung mit seinem jungen Kollegen kämpfte er eben nicht im Namen der Prosa, sondern im Namen der Zukunft einer Soziologie als *wissenschaftliche* Disziplin. Das Erstaunlichste an diesem Text ist, dass er trotz des etwas wilden Charakters seiner Thesen ein wissenschaftlicher ist. »*Hypotheses fingo*«, ruft er triumphierend aus und fügt hinzu: »Seien wir exzessiv, auch auf die Gefahr hin,

dass man uns für überspannt hält. Besonders in diesem Falle muss uns die Furcht vor der Lächerlichkeit als das antiphilosophischste der Gefühle gelten.«² Im Gegensatz zu Durkheim glaubte Tarde nicht, dass die Soziologie sich der Philosophie entledigen müsse. Ohne Metaphysik gibt es keine Soziologie, und deshalb können Leibniz und seine Monaden genauso fruchtbare Hypothesen ermöglichen wie Darwin (dessen eifriger Leser Tarde, wie alle seine Zeitgenossen, war). Er wollte, dass man sich für das *Wesen* des Sozialen interessierte. Was er bei Leibniz sucht, ist eine Verallgemeinerung des Begriffs der Gesellschaft auf alle Entwicklungsstufen und alle Arten von Organismen: »Dies setzt aber zunächst voraus, *dass jedes Ding eine Gesellschaft ist* und dass alle Phänomene soziale Tatsachen sind. Auffallend ist, dass die Wissenschaft – übrigens aufgrund einer logischen Fortführung der ihr vorausgehenden Tendenzen – dazu neigt, den Gesellschaftsbegriff ganz erstaunlich zu verallgemeinern. So belehrt sie uns zum Beispiel über die Gesellschaften der Tiere (zu diesem Thema empfehle ich das ausgezeichnete Buch des Monsieur Espinas) und über die der Zellen – warum nicht auch über Atomgesellschaften? Fast hätte ich die Gesellschaften der Gestirne vergessen, die stellaren und solaren Systeme. Alle Wissenschaften scheinen dazu bestimmt, Zweige der Soziologie zu werden« (51). Aus Sicht der französischen Tradition mag dies sehr seltsam anmuten, doch ins Deutsche übersetzt, in die Sprache der Naturphilosophie, sollte es weit weniger verwunderlich erscheinen. Ohnehin wirken derartige Hypothesen auf jene, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts ökologischen Krisen gegenüberstehen, weitaus weniger extravagant: Die Ausweitung des Gesellschaftsbegriffes ist in unseren Augen bereits selbstverständlich geworden.

Tarde fürchtet die Metaphysik so wenig, dass er so weit geht, die Ontologie neu zu bestimmen! Diese wird oft als »Wissen-

2 Vgl. S. 59 f. in diesem Band. Alle folgenden Seitenangaben beziehen sich auf die vorliegende Ausgabe.

schaft vom Sein« übersetzt. Ganz und gar nicht, sagt Tarde: Sie müsse vielmehr zur »Philosophie des *Habens*« werden. Warum? Weil dies das einzige Mittel ist, jene Aporien hinter sich zu lassen, die sich häufen, sobald man auf der einen Seite die Elemente und auf der anderen die Gesamtheiten definieren will. Leibniz' Monaden können ganz für sich allein existieren und zur gleichen Zeit mit der ganzen Welt konspirieren, weil es für ihn einen Gott gibt, der diesen enormen Widerspruch auflöst. Aber für Tarde gibt es keinen Gott und keine *causa finalis*. Wenn die Monaden in Verbindung treten sollen, muss man folglich von einer ganz anderen Wahl ausgehen als der zwischen Identität und Beziehung. Diese Wahl ist die Zwangsvorstellung einer Philosophie des Seins, welche einerseits zur Pflicht erhoben wird, andererseits jedoch all jene angeblich unüberwindlichen Widersprüche nach sich zieht, deren Erbe die unglückselige Soziologie antreten musste. Daher lautete Tardes radikale Lösung, den Seinsbegriff durch den Begriff des Habens zu ersetzen, die Identität durch die *Eigenschaft*, die Autonomie durch den *Besitz*! »Die Gesellschaft, was ist das? Man könnte sie aus unserer Sicht wie folgt definieren: Sie ist der in mannigfaltigen Formen auftretende gegenseitige Besitz von allen durch jeden einzelnen« (87). Ebendiese überraschende Lösung hat Gilles Deleuze so fasziniert: Tarde braucht keine Gegensätzlichkeit, ihm genügt die Differenz! Die Gegensätzlichkeit, der Motor der Dialektik, ist nur die Folge einer schlechten Ontologie. »Man kann mehr oder weniger haben, während es zwischen Sein oder Nichtsein keine Mitte gibt. Das Sein und das Nichtsein, das Ich und das Nicht-Ich: unfruchtbare Gegensätze, welche die wirklichen Korrelate vergessen lassen. Das wahre Gegenteil des *Ich* ist nicht das Nicht-Ich, sondern das *mein*; und das wahre Gegenteil des *Seins* ist nicht das Nichtsein, sondern das *gehabt* [*l'eu*]« (89 f.). Wechseln Sie die Ontologie, lassen Sie die Dialektik hinter sich (diesen »fruchtlosen geistigen Weidegrund der Ideologen jenseits des Rheins«), und Sie werden endlich ernsthaft Soziologie betreiben können ...

Man kann die Schwierigkeit, die tardesche Soziologie zu verstehen – deren philosophischster Ausdruck wohl der vorliegende Text ist –, ergründen, indem man sie in Kontrast zu dem setzt, was zum Common Sense der Sozialwissenschaften geworden ist:

- Um die Veränderung zu verstehen, gehen wir vom Beständigen aus – Tarde tut das genaue Gegenteil: das Beständige ist hier nur die partielle und vorläufige Konsolidierung der Veränderung.
- Um den Sinn der Elemente zu erkennen, analysieren wir zunächst die Struktur – auch dies hält Tarde für einen fundamentalen Irrtum, da er in der Struktur nichts als die vorübergehend auf die Spitze getriebene Wirkung eines der Elemente sieht.
- Um die Phänomene zu begreifen, empfiehlt es sich, sie zu verallgemeinern und die allgemeinen Gesetze zu untersuchen, welchen sie unterworfen sind – der Jurist Tarde spottet über diese seltsame Vorstellung von »Gesetzen«, die keiner Autorität entstammen. Er sieht in ihnen nur die vereinfachende Aggregation einer großen Anzahl von Wesen, die diesen »Gesetzen« nicht im Geringsten gehorchen.
- Um ein wahrhaft wissenschaftliches Werk zu verfassen, muss man vom Großen ausgehen, um das Kleine zu erklären – Tarde hingegen empfiehlt, stets vom Allerkleinsten auszugehen, da es auch das Heterogenste, Erklärungsstärkste und Kämpferischste ist. Er betrachtet das Große lediglich als eine karikaturhafte Reduktion der Vielheiten, aus denen es sich zusammensetzt.
- Der wahre Gelehrte sollte Gleichheit für die Regel und den Unterschied für die Ausnahme halten – was in Tardes Augen eine vollständige Verkehrung der Beziehung von Inhalt und Form darstellt: Der Unterschied ist die Regel (»existieren heißt differieren «), und die Identität ist immer nur eine partielle und vorläufige Ausnahme.

Die schonungslose Kritik des Begriffs der »Struktur« ist wahrscheinlich das Originellste an Tarde – und etwas, woraus noch längst nicht alle Konsequenzen gezogen sind. In seinem gesamten Werk kommt er immer wieder darauf zurück: Als, wie ich glaube, einziger Soziologe lehnt er es ab, im »Großen« etwas anderes zu sehen als eine Vereinfachung oder Übertreibung des »Kleinen«.

Um seine Argumentation zu verstehen, müssen wir mit all unseren Denkgewohnheiten brechen: Was wir »Struktur« nennen, entspringt nur unserer Unwissenheit während wir die Dinge von Weitem und im Ganzen betrachten! Doch wenn wir sie von Nahem und im Detail betrachten, also gewissermaßen von innen, sehen wir mit eigenen Augen, dass es dort nirgends so etwas wie Struktur gibt. Das ist der Vorteil an menschlichen Gruppierungen: Man kann uns nicht vormachen, sie besäßen eine Struktur, denn wir wissen selbst nur zu gut, dass dies nicht stimmt. »Doch ganz gleich wie innig, wie tief und harmonisch eine gesellschaftliche Gruppierung auch sein mag, niemals können wir beobachten, dass *ex abrupto* aus der Menge der überraschten Mitglieder ein *kollektives Ich* entspringt, ein wirkliches, nicht bloß metaphorisches, gleichsam als wunderbares Resultat, dessen Bedingungen die einzelnen Mitglieder wären. Zweifellos gibt es immer ein Mitglied, das die ganze Gruppe repräsentiert, oder eine kleine Anzahl von Mitgliedern (wie die Minister eines Staates), welche sie, jeder auf seine besondere Weise, nicht weniger vollständig verkörpert. Aber dieses Oberhaupt oder diese Oberhäupter sind immer auch Mitglieder der Gruppe, die durch einen Vater und eine Mutter in die Welt gesetzt wurden und nicht auf kollektivem Wege durch ihre Untertanen oder Bürger« (64). Das ist ein Privileg menschlicher Gesellschaften, da kann man uns nichts erzählen! – Wenn man sich da aber mal nicht täuscht: Wenn wir die anderen Gesellschaften, die der Atome, Tiere und Gestirne von innen, von Nahem und im Detail betrachten könnten, würde sich genau

dasselbe ergeben. Der einzige Unterschied, den Tarde zwischen den Natur- und Sozialwissenschaften tatsächlich anerkennt, ist der, dass die Ersteren gezwungen sind, eine große Anzahl von Monaden von Weitem zu betrachten, während die Menschen, da sie weitaus weniger zahlreich sind, aus der Nähe betrachtet werden können. Welch erstaunliches Paradox: Man kann bei menschlichen Zusammenschlüssen sehr viel wissenschaftlicher vorgehen als bei anderen, die man stets nur von Weitem zu sehen vermag.

Und das ist das Projekt, über das Durkheim sich unausgesetzt mokierte und dem er Unwissenschaftlichkeit vorwarf?! Es ist wie in dem Gleichnis vom Balken und dem Splitter. Vor allem da Tarde weitaus stärker an die Quantifizierbarkeit glaubt als seine Gegner, obwohl er dies erstaunlicherweise im vorliegenden Text nicht erwähnt. Tatsächlich sind die Monaden vollkommen quantifizierbar, weil sie sich durch die Intensität des Begehrens und der Überzeugung definieren, während sie sich gegenseitig mehr oder weniger *besitzen*. Diese Intensitäten sollte man berechnen können, vorausgesetzt man verfügte über adäquate Waagen, Mess- oder Registriergeräte. Tarde, der die Statistikabteilung des Justizministeriums leitete und der in ganz Europa Fragen der Kriminalwissenschaft debattierte, hat also nichts von einem vorwissenschaftlichen Geist, der auf einer »literarischen«, längst überholten Stufe der Sozialwissenschaft stehen geblieben ist. Er ist vielmehr davon überzeugt, im Namen der Wissenschaft zu kämpfen. Es mangelte ihm, um wissenschaftlich zu arbeiten, nur an Methoden der Quantifizierung, die seinem Forschungsgegenstand entsprachen: Methoden, welche uns heute dank der Digitalisierung zur Verfügung stehen und die es uns – davon bin ich fest überzeugt – ermöglichen werden, Tardes kühne Hypothesen sehr viel ernster zu nehmen.

Nein, ganz entschieden nein! Es gibt keine zwingende Rechtfertigung für die kurz entschlossene Art und Weise, in der die

Geschichte ihre Denker aussortiert: Die Realität ist nicht rational, und Tarde kann uns aufs Neue zum Denken anregen.

*Aus dem Französischen von
Michael Schillmeier und Juliane Sarnes*

Gabriel Tarde
Monadologie und Soziologie

Hypotheses fingo

I

Die Monaden, Geisteskinder Leibniz', haben seit der Zeit ihrer Geburt einen weiten Weg zurückgelegt. Von den Gelehrten selbst unbemerkt, schleichen sie sich aus verschiedensten Richtungen in das Herz der zeitgenössischen Wissenschaft ein. Beachtlich ist, dass sich alle Folge-Hypothesen, die dieses umfassende Konzept im Kern, wenn nicht gar gänzlich im Leibnizschen Sinne impliziert, zurzeit wissenschaftlich etablieren. Tatsächlich impliziert es vor allem die Reduktion zweier Entitäten auf eine einzige: Materie und Geist, welche im Letzteren verschmelzen; und zugleich die außergewöhnliche Vervielfältigung rein geistiger Akteure der Welt. Anders ausgedrückt: Leibniz' Konzept unterstellt die Diskontinuität der Elemente und die Homogenität ihres Seins. Nur aufgrund dieser doppelten Bedingung ist das Universum bis auf seinen tiefsten Grund für den Verstand durchdringbar. Einerseits wurde der trennende Abgrund zwischen Bewusstsein und Bewegung, Objekt und Subjekt, Mechanik und Logik, nachdem er tausendfach ergründet und für unergründbar befunden worden war, in Zweifel gezogen, für trügerisch gehalten und von den Kühnsten mit großem Nachhall negiert. Andererseits führen uns die Fortschritte der Chemie zur Anerkennung des Atoms, zur Negation der materiellen Kontinuität, welche der stetige Charakter der physikalischen und lebendigen Manifestationen der Materie – die Bewegung, die Ausdehnung – vordergründig zu zeigen schien. Im Grunde ist also nichts überraschender als die Zusammensetzung klar differenzierter chemischer Substanzen unter Ausschluss vermittelnder Einheiten. Hier existiert

keine Evolution, keinerlei Veränderung, alles ist scharf, klar und deutlich getrennt; und doch nimmt auch alles Wellenartige, harmonisch Abgestufte der Erscheinungen hier seinen Ursprung, ein wenig, als wäre die Kontinuität der Schattierungen unmöglich ohne die Diskontinuität der Farben. Aber es ist nicht nur die Chemie, welche uns in ihrem Fortschritt zu den Monaden führt. Es ist auch die Physik, es sind die Naturwissenschaften, die Geschichte und die Mathematik selbst. »Von großer Bedeutung«, so Lange, »war die newtonsche Theorie, wonach die Gravitation eines Himmelskörpers nichts weiter ist als die Anziehungskraft aller Massen, aus denen er sich zusammensetzt. Unmittelbar daraus resultierte, dass auch die Erdmassen einander wechselseitig anziehen und, darüber hinaus, dass es bei ihren kleinsten Molekülen ebenso ist.«³ Mit dieser Ansicht, welche viel origineller war, als sie uns erscheinen mag, zerschmetterte und pulverisierte Newton die Individualität des Himmelskörpers, welcher bis dahin als eine übergeordnete Einheit betrachtet wurde und dessen interne Relationen in nichts seinen Beziehungen zu anderen Körpern glichen. Es bedurfte großen Vorstellungsvermögens, um diese scheinbare Einheit in eine Vielheit distinkter Elemente aufzulösen, welche unterschiedslos sowohl untereinander als auch mit Elementen anderen Aggregats verknüpft sind. Jener Tag, an welchem die newtonsche Weltsicht die ihr widersprechende Vorstellung ersetzte, begründete die Fortschritte der Physik und Astronomie.

In diesem Punkt sind die Begründer der Zelltheorie Newtons Beispiel gefolgt. Sie brachen auf gleiche Weise mit der Einheit des lebendigen Körpers, indem sie ihn in eine Vielzahl elementarer Organismen auflösten, welche, ichsüchtig voneinander isoliert, danach streben, sich auf Kosten ihrer Umwelt fortzuentwickeln; dies versteht sich formal betrachtet für benachbarte Schwesterzellen ebenso wie für die anorganischen Teilchen der

3 Friedrich. A. Lange: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart, Iserlohn 1863. Tarde zitiert hier nur sinngemäß (Anm. d. Übers.).

Luft, des Wassers und jeder anderen Substanz. In diesem Punkt waren Schwanns⁴ Ansichten nicht weniger produktiv als diejenigen Newtons. Dank seiner Zelltheorie wissen wir, »dass eine transzendente Lebenskraft [force vitale] als von der Materie sich unterscheidendes Entwicklungsprinzip weder im Organismus als Ganzem noch in der einzelnen Zelle existiert. *Alle Erscheinungen des pflanzlichen oder tierischen Lebens sind den Dispositionen ihrer Atome geschuldet* (beziehungsweise den letzten Elementen, aus denen die Atome sich zusammensetzen), seien dies nun bekannte Kräfte der anorganischen Natur *oder bisher unbekannte*.« Es gibt sicherlich nichts Positivistischeres, nichts, was einer vernunftgerechten und seriösen Wissenschaft angemessener wäre, als diese radikale Verneinung der *force vitale*, gegen welche der gewöhnliche Spiritualismus aufzubegehren pflegt. Man sieht jedoch, wohin diese Tendenz uns in letzter Konsequenz führt: zu den Monaden, welche die kühnste Vorstellung des leibnizschen Spiritualismus vollenden. Ebenso wie die Lebenskraft wurde eine weitere Einheit in ein Durcheinander unendlich kleiner, histologischer Elemente zersplittert: die Krankheit, welche in früherer Zeit von den Ärzten personifiziert wurde. Vor allem dank der Entdeckungen Pasteurs verbreitet sich zudem unaufhaltsam – und sogar in solchem Übermaß, dass es nicht ohne Echo bleiben kann – die parasitäre Theorie der Krankheiten, in welcher besagtes Durcheinander durch interne Konflikte winziger Organismen erklärt wird. Aber auch die Parasiten haben ihre Parasiten. Die wiederum haben ihre – und so weiter. Auch hier ist es das unendlich Kleine!

4 Gemeint sind Theodor Schwanns »Mikroskopische Untersuchungen über die Übereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und Pflanzen«, Sander'sche Buchhandlung, Berlin (1839). Auch hier zitiert Tarde nur sinngemäß. Der deutsche Physiologe und Zellbiologe (1810-1882) erkannte die Zelle als Grundeinheit von Pflanzen und Tieren. Bis heute ist er Namensgeber der »Schwannschen Zelle«, der Myelin-Scheide peripherer Nerven (Anm. d. Übers.).

Die modernen Theorien der Chemie haben sich auf analogem Wege gebildet. »Das ist der essentielle und neuartige Aspekt«, so Wurtz⁵: »*Man überträgt die Eigenschaften der Radikale auf die Grundelemente selbst.* Früher wurden Radikale als ein Ganzes betrachtet. Man schrieb ihnen die Eigenschaft zu, sich miteinander kombinieren oder einfache Grundstoffe ersetzen zu können. Dies war der grundlegende Gesichtspunkt der Typentheorie von Gerhardt.⁶ Heutzutage geht man weiter. Um die Eigenschaften der Radikale zu erforschen und zu definieren, geht man bis auf die Atome zurück, aus denen sie sich zusammensetzen.«⁷ Das Denken des prominenten Chemikers geht jedoch viel weiter als diese eben angeführten Sätze. Es folgt aus den von ihm zitierten Beispielen, dass es unter den Atomen eines Radikals insbesondere eines gibt, dessen Atomizität, dessen noch nicht befriedigtes Verlangen, nachdem es die Sättigung aller anderen überlebt hat, die Daseinsberechtigung der durchgeführten Kombination ist.

Ebenso wie die Himmelskörper, die lebenden Individuen, die Krankheiten und die chemischen Radikale sind Nationen nur Gebilde, die lange Zeit in den ehrgeizigen und sterilen Theorien der Historiker, so genannter Philosophen, für etwas wahrhaft

5 Charles-Adolphe Wurtz (1817-1884), französischer Chemiker deutscher Herkunft. Seine Hauptuntersuchungsgebiete waren Kohlenwasserstoffe und organische Stickstoffverbindungen (Anm. d. Übers.).

6 Charles Frédéric Gerhardt (1816-1856), französischer Chemiker. Er führte 1843 den Begriff der Homologen Reihe ein und gilt als Begründer der Typentheorie in der Organischen Chemie. Die Typentheorie ist eine Mengenlehre, die von dem britischen Mathematiker und Logiker Bertrand Russell (1872-1970) entwickelt wurde. Nach dieser Theorie gibt es einfache Mengen, die nur einfache Elemente enthalten können. Dies sind Mengen des ersten Typs. Mengen, die einfache Elemente und einfache Mengen enthalten, gehören zum zweiten Typ, Mengen, die Mengen des zweiten Typs enthalten können, zum dritten Typ und so fort. Die Typentheorie setzte sich wegen ihrer Komplexität und eingeschränkten Leistungsfähigkeit nicht dauerhaft durch (Anm. d. Übers.).

7 Charles-Adolphe Wurtz: *La Théorie atomique*, Paris 1879, S. 194.